

Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts¹

Hans-Heinrich Nolte

Jürgen Osterhammel ist mit seiner Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts ein grundlegendes Werk gelungen. Ich werde es in vier Schritten rezensieren – 1. Aufbau und Argumentationsweise, 2. Literaturgrundlage, 3. Notizen zum Konzept, 4. Notizen aus dem Bereich „meiner“ Area-Studies – und dann die Rezension zusammenfassen.

1. Aufbau und Argumentationsweise

Der Autor schreibt in einer geordneten Mischung von Erzählung (gelegentlich aus unterschiedlichen Perspektiven) und nachdenklicher Einordnung – Deliberationen, wenn das altmodische Wort erlaubt ist. Herausgekommen ist eine Geschichte von epischer Breite, gegliedert in 28 Kapitel in drei Abschnitten, die weite Zugriffe auf das zum Jahrhundert vorliegende und in Teilen ja gut erschlossene Material an Quellen und Literatur bieten: *Annäherungen*: Gedächtnis und Selbstbeobachtung / Zeit / Raum; *Panoramen*: Sesshafte und Mobile / Lebensstandards / Städte / Frontiers / Imperien und Nationalstaaten / Mächtesysteme, Kriege, Internationalismen / Revolutionen / Staat; *Themen*: Energie und Industrie / Arbeit / Netze / Hierarchien / Wissen / Zivilisierung und Ausgrenzung / Religion.

Die Kapitel werden jeweils mit einer kritischen Rezeption des Forschungsstandes eingeleitet. Aus der tendenziell bekanntlich unendlichen Masse der Daten sucht er zum als wichtig erachteten Thema – nehmen wir hier „Arbeit“ – „für ein ganzes Jahrhun-

1 Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, 1568 S., Verzeichnis der zitierten Literatur, Personen-, Orts- und Sach-Register (letzteres von Aborigines, Absolutismus und Adel bis Zwangsarbeit und Zyklenmodelle).

dert weltweit nach allgemeinen Tendenzen“ (S. 959) und geht dann auf einzelne solcher Tendenzen in eigenen Abschnitten ein. Im ausgewählten Zusammenhang stellt er in einem solchen Abschnitt die andauernde Bedeutung der Landarbeit und die Schübe von *peasantization* bis ins 20. Jahrhundert vor allem in Asien heraus, betont aber gleich, konkretisiert am Beispiel Serbiens um 1863, dass „agrарische Lebensformen ... sich nicht einfach nach Ost-West-Kategorien oder nach Kontinenten sortieren“ lassen (S. 965). In einem weiteren Abschnitt handelt er Fabriken unter „Orte der Arbeit“ ab, so dass Fabrik, Wegebau, Verkehr, Kontor und Haushalt zusammen fallen. Der dritte Abschnitt ist dann „Pfade(n) der Emanzipation in der Arbeitswelt“ gewidmet; hier werden z. B. Sklaverei und Übergänge zur Lohnarbeit diskutiert.

Ähnlich setzt er in dem Kapitel über Revolutionen mit den Debatten über das Konzept ein – „Revolutionen – von unten, von oben und woher sonst?“ – und erzählt danach in drei Abschnitten wichtige Beispiele aus dem Jahrhundert: „der revolutionäre Atlantik; die Konvulsionen der Jahrhundertmitte; Eurasische Revolutionen nach 1900“ (S. 736-817). In dem Abschnitt „der revolutionäre Atlantik“ diskutiert er die lange vorherrschenden nationalgeschichtlichen Einordnungen der Amerikanischen und Französischen Revolutionen und zwei historiographische Richtungen, welche eine Zusammenschau förderten – die „abendländische“ in den USA und Frankreich sowie die kritisch-marxistische in Leipzig. Er skizziert die Entwicklungen in Irland, den USA und Frankreich im Kontext auch der außenpolitischen Zusammenhänge, die Geschichte der Revolution in Haiti und schließlich die Geschichte der hispanoamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe. Den narrativen Teilen folgt die Analyse: „Die atlantischen Revolutionen entstanden aus einem beide Ränder des Ozeans erfassenden Beziehungsgeflecht“ – in dem fünf „Ebenen der Integration“ sich überlagerten (S. 770): die administrative der Kolonialreiche, die demographische der Migration, die wirtschaftliche des Handels, die kulturelle in Transfers von Lebensformen (z. B. aus Afrika) und die intellektuelle durch Bücher, Zeitschriften etc.

Thomas Paine, der vom Korsettmacher zum transatlantischen Journalisten wurde, bildet eine Symbolfigur dieser fünften Ebene – seine Bücher wurden in England öffentlich verbrannt und in Frankreich, wo er gegen die Hinrichtung des Königs aufgetreten war, setzten ihn die Revolutionäre für ein Jahr ins Gefängnis, bis er schließlich in den USA arm starb: ein transatlantischer Verteidiger des Common Sense.²

Zusammenfassend: Osterhammel beginnt die Kapitel seines Buches regelmäßig mit der Diskussion der verwendeten Begriffe, fährt dann narrativ mit den Geschichten dieses Themas fort und schließt mit Analysen, die – oft in Punkten gegliedert – den Leser zu einem begründeten und gegliederten Urteil einladen.

2 Thomas Paine, *Common Sense* (1776), hrsg. von Isaac Kramnick (Nachdruck der Neuauflage 1976), New York 1988.

2. Zur Literaturgrundlage

Das Buch beruht überwiegend auf englischsprachiger Literatur. Das ist die solideste Grundlage, die im Augenblick für Weltgeschichte zu haben ist, ausgezeichnet durch eine Vielfalt von Detailarbeiten, aber eben auch Übersichten und Lexika, etablierten Journalen und informativen Sammelbänden. Osterhammel entgeht dementsprechend nicht ganz der Schwäche der Angelsachsen, die den riesigen Raum zwischen Peking und Wien (stets in Sorge, er könne ihrer Kontrolle entgleiten) zwar gelegentlich in großartige Formulierungen wie „heartland“ pressen, sich die geographischen „Einzelheiten“ aber nicht genau genug vor Augen führen,³ was bei Osterhammel z. B. in der Zuordnung der „Bucharis“ zu den „Tataren“ (S. 530) deutlich wird. Entscheidend bleiben aber die Stärken der englischsprachigen Literatur – der dichte Kenntnisstand zu Japan, Indien und China sowie nicht zuletzt zu Afrika. Zu China hat der Autor ja selbst auch im Detail geforscht und der Leser profitiert davon, etwa in der Abwehr einer Überschätzung der Opiumkriege für den Niedergang des Imperiums und den genauen Vergleichen mit dem Aufstieg Japans. Hinzuweisen ist vielleicht auf den Band mit Beiträgen aus der chinesischen Historiographie, den Dominic Sachsenmaier herausgegeben hat.⁴

Ergänzt wird diese Literaturlage in den klassischen Bildungssprachen deutsch und französisch. Manche deutschsprachige Arbeiten zu Area-Studies bleiben allerdings außen vor, etwa Helmut Bleys Arbeiten nicht nur über Namibia⁵ oder Leonhard Hardings, Inge Graus und Walter Schichos zu weiteren afrikanischen Themen⁶ im 19. Jahrhundert; auf die Rezeption der deutschen Osteuropäischen Geschichte wird unten eingegangen. Die von Andrea Komlosy herausgegebene Wiener Reihe der „Edition Weltregionen“ wird von Osterhammel jedoch mehrfach herangezogen; dass diese Texte „knapp“ sind (S. 1377, Anm. 50) macht sie ja zu einer besonders hilfreichen Vorlage für Weltgeschichtsschreibung, weil hier die Kürzungen von Vertretern der Area-Studies gemacht wurden, welche Quellen und Literatur in den originalen Sprachen gelesen haben. Hingewiesen werden darf hier vielleicht, auf die (fast zeitgleich mit Osterhammels Buch) in Kooperation von Historikern aus Österreich, Luxemburg sowie der akademischen Arbeitsmigration aus dem deutschen Sprachraum entstehende, von Peter Feldbauer, Jean-Paul Lehnern und Bernd Hausberger herausgegebene Globalgeschichte 1000–2000, die als jeweils in Autorenkonferenzen diskutierte Sammlung von Beiträgen aus dem Bereich der Area-Studies seit 2008 erscheint.⁷ Der Vergleich des Bandes zum 19. Jahrhundert, der angekündigt ist, mit Osterhammels Buch wird besonders spannend werden, trotz der

3 Hierzu meine Rezension von Christopher A. Bayly, *Die Geburt der modernen Welt*, Frankfurt a. M. 2006, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte* (folgend ZWG) 8.2 (2007) S. 179-182.

4 Dominic Sachsenmaier (Hrsg.), *Schwerpunkt China = ZWG 4.2* (2003).

5 Vgl. die Übersicht zu seinen Arbeiten und auch seinen Schülern in ZWG 10.1 (2009) S. 9-28, 194-196.

6 Leicht zugänglich in Inge Grau/Christian Mährdel/Walter Schicho (Hrsg.), *Afrika. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert* (Edition Weltregionen), Wien 2008.

7 Peter Feldbauer/Bernd Hausberger/Jean Paul Lehnern (Hrsg.), *Globalgeschichte. Die Welt 1000–2000*, 8 Bde. Der Band zum 16. Jahrhundert erschien als erster (Wien 2008).

offenbaren Unterschiede an Umfang und auch Zielgruppe. Was finden die Vertreter der Area-Studies wichtig, was bei Osterhammel nicht genannt oder doch nicht ausgeführt wird? Und: Gelingt es den Autoren des Sammelbandes, eine inhaltliche Linie zu schaffen, oder fallen die Teile auseinander?

Die russischsprachige Weltgeschichtsschreibung wird nicht berücksichtigt – Weltgeschichte ist ja in Russland ein in Schule und Universität ausgewiesenes Teilfach der Geschichte.⁸ Izmail Sharifzhanov gibt in Kasan seit 1999 eine eigenes russischsprachiges Journal zur Geschichtsschreibung für Weltgeschichte heraus, in dem nicht nur Aufsätze in russischer Sprache zu „westlicher“ und „östlicher“ Historiographie, sondern auch Texte von George Aylmer, Dietrich Beyrau, Edward Acton, Artur Marwick und anderen publiziert worden sind.⁹ In Kasan wird eine neue internationale Zeitschrift herausgegeben, welche die Großregion behandelt: „Ab Imperio“. Auch die russischsprachigen Historiker lernen, dass sie, um weltweit zur Kenntnis genommen zu werden, englisch veröffentlichen müssen; das aber sollte man honorieren.

Zusammenfassend: Osterhammels Buch beruht auf einer vorzüglichen Kenntnis der wichtigsten, der englischsprachigen Literatur zur Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts. Da man hier die neueste Literatur findet, wird das Literaturverzeichnis von Kolleginnen und Kollegen sowie erst recht Bibliothekarinnen und Bibliothekaren als eine auswählende Bibliographie durchgeforstet werden.

3. Einige Notizen zum Konzept

Die erste Gruppe von Notizen betrifft die Dynamik der funktionalen Zuordnungen der Regionen im 19. Jahrhundert. Kommt sie angemessen zum Tragen, oder böte hier das Weltsystem-Konzept einen ergiebigeren Ansatz? Die globalen Differenzierungen des Lebensstandards werden eingehend und kritisch untersucht, die Maße und Vergleiche diskutiert. Eine gute Tabelle (S. 255) gibt einen Überblick der Entwicklungen des BSP je Kopf zwischen 1820 und 1913 für 20 Länder. In Großbritannien stieg die Zahl von 1.700 auf 4.900, in China sank sie von 600 auf 552 (in \$ von 1990). Diese „gewaltige Schere“ wird auch beschrieben, eine Begründung aber nicht versucht. Ist sie beim Stand der Forschung unmöglich? Das lädt dann umgekehrt zu der Frage ein, was die funktionalen Zuordnungen, wie sie z. B. Immanuel Wallerstein beschreibt,¹⁰ wirklich erklären. Sind sie erklärungskräftig, kommt man zu einer kritischeren Darstellung der Politik der Eliten im Zentrum zwischen New York und London, und auch zu einer dynamischeren Gesamtdarstellung.

8 Etwa das Hochschullehrbuch G. B. Poljak / A. N. Markova (Hrsg.), *Vsemirnaja Istorija*, Moskva 2000.

9 I. I. Sharifzhanov (Hrsg.), *Clio Moderna. Zarubezhnaja istorija i istoriografija*, Vypusk 1 ff., Kazan' 1999 ff. (Tatarskoe gazetno-zhurnal'noe izdatel'stvo).

10 Immanuel Wallerstein, *Die große Expansion. Das moderne Weltsystem III*, deutsch Wien 2004. Osterhammel bezieht sich auf die amerikanische Ausgabe San Diego 1989.

Osterhammel diskutiert (S. 895 ff.) die Rückständigkeitswahrnehmungen: „Die westeuropäische Zivilisation wurde zu einem Modell für große Teile der übrigen Welt.“ Neu war das im 19. Jahrhundert nicht, so gab es kaum einen überlegteren, in einer eigenen Studienreise vorbereiteten Versuch, das eigene Land nach dem westeuropäischen Modell zu entwickeln, als den Peters I. von Russland – der ja Vorläufer seit dem Ende des 16. Jahrhunderts hatte.¹¹

Eine zweite Gruppe von Notizen betrifft die Akteure, welche solche Rückstände wahrnehmen und zu ändern suchen oder einfach andere Interessen verfolgen. Sie werden nicht deutlich benannt – neben Monarchen und Adligen sind es oft Intellektuelle und Berater, aber auch Kaufleute oder Aufständische. M. E. kommt man in der Weltgeschichte um die Verwendung des Konzepts Elite kaum herum – selbstverständlich nicht im Sinn affirmativer Geschichtsschreibung, sondern einfach zur Beschreibung der handelnden Personen mit politischem Einfluss, also z. B. zur gemeinsamen Kennzeichnung von Kaiser Wilhelm II., Albert Ballin, Friedrich Naumann, Alfred Graf von Schlieffen und anderer als jener Elite, welche von Deutschland aus das Ende des langen 19. Jahrhunderts (mit) einleitete – mächtig, gebildet, aber eitel und Verderben bringend.

Osterhammel geht auf die Schere in dem abschließenden Versuch, das gesamte 19. Jahrhundert und sein Buch in fünf Merkmalen zusammenzufassen, noch einmal unter der Überschrift „asymmetrische Effizienzsteigerung“ (S. 1286) ein. Auch hier bleibt er konkret bei der Darstellung des Zuwachses in den Zentren, selbst wo er auf die „frontiers“ eingeht und Sätze über die Opfer dieser Effizienzsteigerung nahe gelegen hätten. Unter dem vierten Merkmal „Gleichheit und Hierarchie“ fasst er die Widersprüchlichkeit der historischen Bewegung aber überzeugend zusammen – etwa am Beispiel jener Juden, bei denen auf die bürgerliche Gleichstellung die gesellschaftliche Diskriminierung folgte. Die Frage bleibt, ob die Eliten Projekte für alle oder zu ihrer persönlichen Bereicherung betrieben haben auf Kosten anderer betrieben haben – wobei dann die Frage nach den Motiven angefügt werden müsste. Man wird für die Relationen zwischen White-Anglo-Saxon Protestants (sowie deutschen und schwedischen Siedlern) in den beiden Dakotas und Sioux in den Reservationen wohl mit Sicherheit sagen können, dass die Bereicherung der einen hier auf Kosten der anderen ging, ähnlich wie für die Relation zwischen russischen Generälen und geflohenen Tscherkessen in Anatolien (dazu unten), deutschen Farmern und Herero in Namibia oder Meiji-Establishment und Ainu in Hokkaido. Kann man es auch für die Abstände zwischen Nationalstaaten feststellen, wie Osterhammel sie (S. 255) belegt?

Ein dritter Fragenkomplex betrifft die Kontinuität. Der Definition von Kapitalismus als „Wirtschaftsordnung“, die auf der „arbeitsteiligen Produktion für Märkte unter der Organisationshoheit von individuellen oder korporativen Unternehmern beruht, die Profite erwirtschaften und sie zu einem großen Teil für neue Investitionen verwenden...“ (S. 954), wird man gern zustimmen, dem Vorsatz, dass solche „Organisation der Produk-

11 Überblick: Hans-Heinrich Nolte, Tradition des Rückstands. Ein halbes Jahrtausend Rußland und der Westen, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 78 (1991) S. 1-21.

tion“ erst im 19. Jahrhundert entstand, allerdings kaum. Wenn Amsterdamer Kaufleute im 17. Jahrhundert in Riga Hanf aus Smolensk kauften, um in Holland Taue drehen zu lassen, die für Takelage an Werften verkauft wurden, deren Produkte (Schiffe) auf den Markt kamen – wieso war das kein „Kapitalismus“?¹²

In ähnlicher Weise möchte man prüfen, ob Osterhammels These zutrifft, dass die „Selbstinterpretation von Gesellschaften als Netze ... ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert hat“ (S. 1011). Wie sind denn Confoederationes im polnischen Adel zu verstehen, auch wenn sie nicht den Terminus „Netz“ verwandten, sondern von „amicitiae“ sprachen? Wie die „Familien“ im Klientensystem der römischen Kurie? Ein (durch die Aufgabe vieler Villen in der Terra Ferma im 19. und 20. Jahrhundert) zur Schnur geschrumpftes altes Netz kann man noch heute bei der Fahrt mit dem Burchiello auf dem Brenta-Kanal besichtigen – die „Landhäuser“ des venetianischen Adels, die alle viel Platz für die „Freunde“ hatten, die man einlud (auch: einladen „musste“ ...) Nb.: In Venedig gab es eine eigene Zunft der Kuriere.

Auch die Verwendung des Imperiumsbegriffs ist mit einer Kontinuitätsfrage verbunden. Osterhammel verwendet einen vom 19. Jahrhundert abgeleiteten Begriff, insofern trotz der impliziten Auseinandersetzung dem von Herfried Münkler (dessen Buch er aufführt) ähnlich. Bei Osterhammel folgt daraus u. a. die apodiktische Aussage, dass „Nationalstaaten ... an ihren Grenzen niemals Frontier-Räume haben“ (S. 474). Diese Aussage ist in der Gefahr eines Zirkelschlusses, weil dann alle Staaten mit Frontier automatisch Imperien sind, auch z. B. Schweden, das sowohl in der Wald- wie in der Bergbauwirtschaft im 19. Jahrhundert eine Frontier hatte, aber nach dem Verlust Finnlands auch theoretisch kaum als Imperium gelten kann. Außerdem reiht er das klassische Land der Frontier, die USA, in die Imperien ein, obgleich diese sich selbst als „Nation“ betrachteten und eine Übertragung des Imperiumbegriffs auf die USA ja auch nach Hobson und Lenin überhaupt erst mit dem Ende des 19. Jahrhunderts einsetzt (wenn man diese Bezeichnung überhaupt für erklärungskräftig hält¹³) und für W. A. Williams in der Tradition Jackson Turners das Ende der Frontier der „Moment“ war, an dem die USA begannen, imperialistische Politik zu betreiben.¹⁴

Ein vierter Komplex von Notizen betrifft die Geographie. Osterhammel meint, unter den Wissenschaften im 19. Jahrhundert sei sie „am ehesten“ als „Komplizenfach der europäischen Expansion“ (S. 1164) zu bezeichnen, relativiert diese Einschätzung dann aber durch den Hinweis auf antikolonialistische Geographen. Man kann aber zustimmen, dass so etwas wie eine Kolonialgeographie entstand, und es in Deutschland dann im 20. Jahrhundert sogar eine nationalsozialistische gab. Aber wie soll man Versuchen, für menschliches Handeln aus geographischen Gegebenheiten eine „naturegebundene Determination“ (S. 1165) zu postulieren, entgegneten? Doch am ehesten durch Genauig-

12 Michael North, Ostseehandel. Drehscheibe der Weltwirtschaft in der Frühen Neuzeit, in: Andrea Komlosy/Hans-Heinrich Nolte/Imbi Sooman (Hrsg.), Ostsee 700–2000, Wien 2008, S. 132–147.

13 U. E. führt sie eher in die Irre, vgl. Hans-Heinrich Nolte: Sind die USA ein Imperium?, in ders. (Hrsg.), Imperien, Schwalbach 2008, S. 69–78.

14 William A. Williams, Die Tragödie der amerikanischen Diplomatie (1959), Frankfurt a. M. 1973, S. 29–61.

keit in der Bestimmung der Bedeutung geographischer Voraussetzungen für Handeln. Das kommt bei Osterhammel zu kurz. Dazu einige Beispiele.

Gunst- und Ungunsträume spielen nach wie vor eine Rolle für Handeln der Menschen.¹⁵ Dass Deutschland, im innersten Zipfel eines Nebenmeers des Atlantik gelegen, gut beraten gewesen wäre, wenn es nach 1871 nicht so viele Mittel in den Ausbau einer Hochseeflotte investiert hätte, ist fast eine Binsenweisheit. Der am nächsten liegende Unterschied für die Entwicklungen von USA und Russland war, dass erstere (abgesehen von Alaska) ausschließlich südlich und letztere im Wesentlichen nördlich des 50° expandierten und dass das Klima den amerikanischen Farmern über den Mississippi hinaus Bedingungen bot, die es in Russland nur ausnahmsweise gab: über 20° Juliisotherme und mehr als 500 mm Jahresniederschläge.¹⁶ Das Vergleichsland für Russland ist Kanada, übrigens auch wegen der auf das jeweilige Zentrum bezogen „falschen“ Richtung der meisten Flüsse zum Polarmeer. Und selbstverständlich wurde Wladiwostok kein Los Angeles – Wasser ist für beide Städte organisierbar, aber in der russischen steigt die monatliche Durchschnittstemperatur nur an sieben Monaten im Jahr über null Grad und in der amerikanischen sinkt sie niemals unter zehn Grad. Während in Wladiwostok im Winter die Kohlköpfe teuer werden, erntet man in Los Angeles die Apfelsinen vor der Haustür.¹⁷

Geographische Gegebenheiten bedingen nicht nur die agrarische, sondern auch die industrielle Entwicklung, und nicht nur, weil erfolgreiche Landwirtschaft Industrialisierung fördert, sondern auch, weil die Transportkosten zwischen den Lagerstätten der Rohstoffe zwar im 19. Jahrhundert sanken, aber doch ins Gewicht fielen. Die amerikanischen Hütten profitierten von den kurzen und für Wassertransport geeigneten Wegen zwischen Mesabee-Range und Pittsburgh, während die russischen Hütten am Ural nur schwer zu Steinkohlekoks übergehen konnten, weil in der Nähe keine Lagerstätten verkohbarer Kohle bekannt waren. Erst das Auffinden der Eisenerzvorkommen von Kriwoj Rog 1880 ermöglichte die Entstehung des Montanindustriezentrums am Donezk.

Osterhammel diskutiert (S. 930 ff.) zurecht die Bedeutung der Kohlevorkommen für die Industrialisierung, bleibt aber im Rahmen der nationalen Statistiken, so dass kleine Territorien wie Belgien genau so behandelt werden wie riesige, also wie Russland. Übrigens förderte Witte vor allem Schienenproduktion für die Transsib und nur wenig Hochtechnologie¹⁸ (vgl. dagegen S. 934).

Die stärkere Berücksichtigung der Geographie betrifft auch den Waldabbau. Politische Bedingungen spielen ebenfalls eine große Rolle, wie Joachim Radkau für die deutschen Mittelgebirge im Unterschied zu Westeuropa verdeutlicht hat,¹⁹ aber die Ungunst der

15 Hans-Jürgen Nitz, Der Beitrag der historischen Geographie zur Erforschung von Peripherien, in: Hans-Heinrich Nolte (Hrsg.), *Europäische Innere Peripherien im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997, S. 17-36.

16 Skizze in: Hans-Heinrich Nolte, *Russland und die USA*, in: ders. (Hrsg.), *Geschichte der USA 1*, Schwalbach 2006, S. 64.

17 I. P. Gerasimov (Hrsg.), *Fiziko-geograficheskij atlas mira*, Moskva 1964, Blätter 148 und 205.

18 Heinz-Dietrich Löwe, Von der Industrialisierung zur ersten Revolution, in: Gottfried Schramm (Hrsg.), *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 3, Stuttgart 1992, S. 213-242, hier S. 223-226.

19 Joachim Radkau, *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt*, München 2002.

Lage bildet doch für subarktische Wälder wie in Schweden eine Voraussetzung, da hier landwirtschaftliche Nutzung wegen der kurzen Vegetationsperiode und den daraus folgenden armen Böden nur ausnahmsweise einmal möglich ist. Bei dieser Gelegenheit sei an das Desiderat erinnert, dass Globalhistoriker eigentlich Daten der historischen Geographie dazu benötigen, wie viel Biomasse ein bestimmtes Territorium in einer bestimmten Periode bietet und welcher Anteil davon mit welchen Methoden und zu welchen ökologischen Kosten jeweils für Menschen nutzbar ist.²⁰

Zusammenfassung: Die Frage, ob die Eliten die Schere zwischen „oben“ und „unten“ bewusst oder unbewusst, aus Gier oder den Regeln des Systems folgend vergrößerten, bleibt offen. Die Kontinuitäten zwischen der vorangehenden Periode und dem 19. Jahrhundert sind größer, was auch für die Begriffsbildung relevant ist. Die geographischen Voraussetzungen menschlichen Handelns werden nicht immer ausreichend berücksichtigt.

4. Notizen aus den Area-Studies

Area-Studies sind früh als auf Amerika bezogene und systemaffirmative Wissenschaften kritisiert worden, aber so überzeugend einerseits die Forderung nach der „Schaffung eines einzigen intellektuellen Schauplatzes“²¹ ist, so notwendig bleibt, dass jene Kenntnisse, die zu diesem Schauplatz gebracht werden, so weit als möglich aus den originären Daten erschlossen wurden. Osterhammel hat recht: für jeden Historiker der Weltgeschichte ist es notwendig, diesen Weg von einzelnen, in einer Sprache und einer Religion oder Kultur erarbeiteten Fakten zum globalen Bild auch selbst zu gehen.²² Für Osterhammel ist ein Bereich seiner Area-Studies China – man lernt immer wieder, dass er da zuhause ist und außerdem in Sabine Dabringhaus eine Forscherin von ganz eigenem akademischem Rang um Rat fragen kann.

Für mich bilden osteuropäische und besonders russische Geschichte jenen Bereich, in dem ich selbst an Details gearbeitet habe und arbeite. Osteuropäische Geschichte ist der einzige Bereich von Area-Studies, der an deutschen Universitäten umfangreich etabliert ist und auch keineswegs immer hinter der englischsprachigen Forschung zurücktritt. Das aktuelle einführende Studienbuch ist lexikalisch aufgebaut und erlaubt es z. B., sich schnell über Tscherkessen und Tschetschenen zu informieren.²³ Zur russischen Geschichte liegt ein eigenes Handbuch vor, das in Lieferungen erschienen und durch ein ausführliches Register erschlossen ist – die Bände zum 19. Jahrhundert haben Klaus

20 Vgl. die Feststellung des Desiderats in Hans-Heinrich Nolte, Von Andalusien bis Tatarstan. Innere Peripherien der Frühen Neuzeit im Vergleich, in: Nada Boskovska-Leimgruber (Hrsg.), Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft, Forschungstendenzen und Forschungserträge, Paderborn 1997, S. 127-143.

21 Immanuel Wallerstein, Die Sozialwissenschaft ‚kaputtdenken‘, Weinheim 1995, S. 125.

22 Vgl. Birgit Schäßler (Hrsg.), Area Studies und die Welt. Weltreionen und die neue Globalgeschichte, Wien 2007.

23 Harald Roth (Hrsg.), Studienhandbuch Östliches Europa, Bd. 1 (Ostmittel- und Südeuropa), Köln u. a. 1999; Thomas Bohn/Dietmar Neutz (Hrsg.), Studienhandbuch Östliches Europa, Bd. 2 (Russisches Reich und Sowjetunion), Köln u. a. 2002.

Zernack und Gottfried Schramm herausgegeben.²⁴ Schnell informieren kann man sich auch in den von Hans-Joachim Torke und Norbert Franz herausgegebenen Lexika.²⁵ Wo ich im Folgenden keine weiteren Nachweise biete, findet der Leser sie in meiner „Kleinen Geschichte Russlands“.²⁶

Mit Hilfe der Handbücher und Lexika hätten sich einige missverständliche Formulierungen bei Osterhammel vermeiden lassen. So waren es weniger die Tschetschenen als die Tscherkessen, welche im Kontext der russischen Expansion im nordwestlichen Vorkaukasus ihr Land verloren und größtenteils ins Osmanische Imperium flohen; erst dadurch entstand das von Ukrainern und Russen besiedelte agrarisch fruchtbare russische „Kubangebiet“. Für die Hochgebirgstäler des nordöstlichen Kaukasus, in denen fundamentalistische muslimische Gruppen unter der Leitung von Scheich Schamil so lange erfolgreich der russischen Expansion Widerstand leisteten, hatten russische Siedler kaum Verwendung – die Tschetschenen verloren einige in Transhumanz genutzte Weidegründe am Terek an Kosaken, die sie übrigens unter den Bolschewiki 1920 teilweise zurück erhielten (vgl. dagegen S. 215).²⁷

Der historisch wichtigste Teil der russländischen Siedlungs-Expansion war ja das Gebiet zwischen Oka, Wolgabogen und Ural bis „Neurussland“, also der heutigen Südukraine, vom 16. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert. Das Kubangebiet und Westsibirien kamen dann im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hinzu. Es war übrigens eine russländische Siedlungs-Expansion, keine russische – nicht nur Russen, sondern auch Deutsche, Ukrainer, Tataren, Tschuwaschen und andere nahmen an ihr teil. Wie ganz Russland vor der Eisenbahn waren auch die Gebiete bis zum Ural und zum Schwarzen Meer durch Flussverkehrssysteme erschlossen, die mit dem Bau von Flussdampfschiffen am Anfang des 19. Jahrhunderts auch im Mississippi-System Konjunktur hatten (vgl. S. 408).

Auf die fälschliche (und für Usbeken ärgerliche) Zuordnung von Buchara zu Tataren (S. 530) wurde schon verwiesen. Auch in der Spätphase des „Great Game“ zwischen Großbritannien und Russland um die zentralasiatischen Chanate waren deren militärische und diplomatische Kapazitäten denen der Sioux weit überlegen, vor allem aber boten sie kaum Raum für bäuerliche russische Siedlung. Auf die Idee, dass man die Kasachensteppen für Getreidebau erschließen könne, kamen erst die Sowjets. Da die Russen keine Oasenwirtschaft betreiben konnten und Usbeken und andere übrigens schon selbst die letzten Kolonisationsmöglichkeiten an den beiden Strömen nutzten gab es nur wenig Siedler in russisch Turkestan, wohl aber Verwaltungsbeamte, Eisenbahnarbeiter etc. Eine

24 Klaus Zernack (Hrsg.), *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 2 (1613–1856); Gottfried Schramm (Hrsg.), *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 3 (1856–1945), Stuttgart 1986–1992, Registerband Stuttgart 2002.

25 Hans-Joachim Torke (Hrsg.), *Lexikon der Geschichte Russlands*, München 1985; Norbert Franz (Hrsg.), *Lexikon der russischen Kultur*, Darmstadt 2002.

26 Hans-Heinrich Nolte, *Kleine Geschichte Russlands*, 4. Auflage, Stuttgart 2008.

27 Stephen D. Shenfield, *The Circassians: A Forgotten Genocide?*, in: Mark Levene / Penny Roberts (Hrsg.), *The Massacre in History*, New York 1999, S. 149–162; Klaas Bähre, *Tschetschenien*, in: Hans-Heinrich Nolte (Hrsg.), *Innere Peripherie in Ost und West*, Stuttgart 2001, S. 157–180; Pavel Poljan, *Ne po svej vole*, Moskva 2001, S. 53 f.

auf Sklavenarbeit beruhende Plantagenökonomie konnten Russen schon deswegen nicht einführen, weil sie Zentralasien erst nach der Befreiung der Bauern eroberten (und sie ihre Expansion genauso mit der Befreiung der Sklaven legitimierten, wie die Engländer später ihre gegen Kano). Die Russen fanden in Zentralasien „leistungsfähige Agrarsysteme“ vor, wie die Engländer in Indien (vgl. S. 535).

Osterhammel meint (S. 373), dass es in Russland keine ausdifferenzierte Hierarchie von Städten gegeben habe, sondern auf die beiden Hauptstädte umstandslos Mittelstädte gefolgt seien. Fraglos war der Urbanisierungsgrad Russlands im 19. Jahrhundert insgesamt deutlich geringer als der weiter westlich gelegener europäischer Länder, aber wurden bei dieser Aussage Warschau, Tiflis und Kiew mitgezählt, oder als Teile heutiger Nationalstaaten ausgelassen? Innerhalb des Russländischen Imperiums spielte die Halbmillionenstadt Warschau ja eine große Rolle, wie auch das aufstrebende Riga. Und selbst für das Gebiet, das heute innerhalb der Grenzen des europäischen Teils der heutigen Russländischen Föderation liegt, zählte der Geograph V. P. Semenov-Tjan-Shanskij 1904 neben den zwei Hauptstädten sieben Großstädte mit über 100.000 und 29 Mittelstädte mit über 40.000 Einwohnern.²⁸

Osterhammel ordnet Russland überzeugend als „noch“ eine der letzten „absoluten“ Monarchien Europas ein (S. 823). Dass allerdings ein ungleiches Wahlrecht „zaghaf und gefügig“ mache (S. 814) entspricht der historischen Erfahrung nicht. Die polnischen Sejmy und die ersten Kongresse der USA, die zwischen neun und elf Prozent der erwachsenen Bevölkerung repräsentierten, sind ja nicht gerade durch ihre Zaghaftheit bekannt geworden. Osterhammel diskutiert (S. 857 f.) die Differenz zwischen Parlamentarisierung und Demokratisierung auch viel vorsichtiger und macht es sich nur mit Russland zu leicht.

Man kann den revolutionären Konflikt in Russland 1905 bis 1918 ohne die Eigentumsfrage nicht angemessen diskutieren. Die mit gleichem Wahlrecht gewählten Dumen wollten die Güter aufteilen (von denen viele schon 1905 niedergebrannt worden waren). Das hätte nicht nur das Ende der Aristokratie bedeutet, sondern vielleicht auch des privaten Eigentums an Grund und Boden überhaupt, weil die Güter nicht als Eigenland an die Bauern gegeben, sondern den Umverteilungsgemeinden zugeteilt werden sollten. Von diesen sollte jeder, der arbeitete, auch das Land dazu erhalten und es später wieder zurückgeben.

Die Probleme Stolypins sind (hoffentlich) innerhalb des Systembezugs besser erklärbar, als mit einem Rekurs auf das Wahlrecht. Der petrinische Staat, bei allem Absolutismus ein „schwaches“ Imperium, hatte seine Ausgaben nur im Gegenzug zur Autonomie der für Steuer und Rekrutenstellung verantwortlichen Gemeinden finanzieren können. Diese verteilten den Boden zwischen den Höfen nach verschiedenen Kriterien um.²⁹ Im 19. Jahrhundert wurden im Zentrum des europäischen Systems und zunehmend eben auch an den Peripherien sowohl solche kommunalen Strukturen zugunsten von Privatbesitz

28 Pavel Poljan (Hrsg.), *Gorod i derevnja v Evropejskoj Rossii*, Moskva 2001, S. 80.

29 Zur Funktionsweise Carsten Goehrke, *Russischer Alltag*, Bd. 2, Zürich 2001, S. 243-284.

aufgelöst als auch Formen von repräsentativer Demokratie durchgesetzt, welche aber immer noch Politiker mit Vermögen voraussetzten, bis die Parteien Berufspolitiker finanzierten. Vielleicht diskutiert Osterhammel diesen Prozess (S. 848-850) nicht nüchtern genug, jedenfalls fehlten im halbperipheren Russland mehrere Voraussetzungen für solch eine Verfassung. Trotzdem bejubelte die Intelligenzia des wichtigsten Bündnispartners Frankreich das Oktobermanifest des Zaren 1905 und ging die liberale Intelligenzia in Russland leichthin darüber hinweg, dass nur wenige Personen in Russland „abkömmlich“ waren, um Politik zu ihrem Beruf zu machen. Stolypin versuchte, eine konservative Wählerschaft heranzuziehen, indem er den Bauern die Möglichkeit gab, aus der Umverteilungsgemeinde auszutreten und private Bauern zu werden.

War Demokratie ohne privates Eigentum an Grund und Boden realisierbar? Auch 1917/18 wurde die Probe aufs Exempel nicht gemacht. Die sozialrevolutionäre Mehrheit des Konstituierende Parlaments war entschlossen, die Umverteilungsgemeinde für ganz Russland wieder her zu stellen. Als die Kommunisten das Parlament auflösten, um die Räteverfassung durchzusetzen, beendeten sie die westliche Form des Parlamentarismus, intervenierten jedoch nicht in den weithin „spontanen“ Prozess der Rückkehr zur Umverteilungsgemeinde und zur Übergabe des Gutslandes an diese. Allerdings vernichteten die Bolschewiki diese Gemeinden dann ein Jahrzehnt später in der Kollektivierung.

Zusammenfassend: Osterhammel folgt der angelsächsischen Historiographie zu Osteuropa, die doch etwas weiter davon weg ist als die deutsche.

Schluss

Wie umfangreich sollten Bücher sein? Selbstverständlich ist das je Buch unterschiedlich, geht man aber von dem Erfahrungswert aus, dass man 350 Seiten in einem Tag lesen kann, dann braucht man für dieses Buch (mit den Anmerkungen) eine Woche – vielleicht auch länger. Andrea Komlosy hat sich in ihrer Rezension im Rekurs auf Pierre Bayards „Comment parler de livres que l'on n'a pas lus?“ zum „Durchlesen“ bekannt und sich dadurch intellektuellen Raum für eine Kritik des Modells von Osterhammel geschaffen.³⁰

Aber welches Publikum liest solche wissenschaftliche Bücher? Osterhammel lobt (S. 1132) das humanistische Gymnasium, und das ist ein Hinweis – man braucht Muße für das Buch. Gibt es diese Lehrer noch, die interessierte Schüler im Gymnasium kritisch denken lehrten und entsprechend anspruchsvolle Bücher lasen? Schon vor einem halben Jahrhundert waren sie ja dünn gesät, in meinem Fall war es nur einer, und nicht der Historiker, sondern der für Latein und Griechisch. Und wenn es diese Lehrer noch gibt – sind sie nicht längst A15 und Fachberater oder Mitglied verschiedener Kommissionen bzw. zur Vorbereitung des Zentralabiturs freigestellt? Trotzdem wird das Buch in allen Buchläden in großen Zahlen verkauft.

Eine Woche, Zeit für anderthalb tausend Seiten, werden sich allerdings nur wenige an einem Stück nehmen (können). Das macht es wahrscheinlich, dass Osterhammels Buch ein Nachschlagewerk wird, in dem man zu dem Thema liest, das gerade interessiert. Der Text hält das aus, wie am Beispiel „atlantische Revolutionen“ vorgestellt wurde – der Leser wird auch im Rahmen eines Kapitels nicht nur konzis belehrt, sondern auch zum Nachdenken aufgefordert.

Wer wird also solch ein Buch lesen?

1. Kolleginnen und Kollegen, die sich auch im deutschen Sprachraum darum bemühen, Vorlesungen und Kurse zur Weltgeschichte anzubieten, werden es als Steinbruch nutzen;
2. fleißige und wie man hoffen darf gescheite Studentinnen und Studenten werden das Buch im Kontext solcher Veranstaltungen in den Ferien durchhackern; und
3. eine interessierte Öffentlichkeit (meist aus Seniorinnen und Senioren?) wird das Buch kaufen und von Anfang bis zum Ende gespannt durchlesen.

Sie wird sich lohnen, diese Woche des Lesens und des Nachdenkens über das 19. Jahrhundert in der Welt.